
Das Weinen Jesu

Predigt über Lukas 19, 41–44¹

Kim Strübind

41 Und als er nah herankam, sah er die Stadt und weinte über sie 42 und sagte: „Wenn doch auch du, gerade du, zumindest an diesem deinem Tag erkannt hättest, was zu deinem Frieden dient! Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. 43 Denn es werden Tage über dich kommen, an denen deine Feinde um dich einen Wall aufschütten, dich belagern und von allen Seiten bedrängen werden; 44 und sie werden dich und deine Kinder in dir zu Boden werfen und keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.“

Jesus weint! Das ist eine seltsame, eine verstörende Vorstellung. Wer weint, der ist verzweifelt und hilflos. Können wir uns einen hilflosen, verzweifelten Jesus vorstellen? In den Evangelien begegnet er uns ja auf vielfältige Weise: als Seelsorger der Bedrängten, als Wundertäter der Kranken, als Lehrer der Unwissenden, als Prophet des Gottesreiches. Aber der weinende Jesus ist dort unbekannt. Er weint nicht einmal über sein eigenes Schicksal. Jesus weint nur hier, nur an dieser Stelle. Was bringt Jesus derartig aus der Fassung? Freudentränen sind es jedenfalls nicht. Seine Trauer steht im harten Kontrast zum Jubel des Volkes über seine Ankunft in Jerusalem. Unser Bibelwort steht unmittelbar nach seinem triumphalen Einzug in die heilige Stadt. Er weint, noch bevor er die erste Predigt gehalten hat und kurz nachdem die Bewohner Jerusalems ihm zugerufen hatten: „Hosianna! gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Er sieht nicht, was ist. Er sieht, was kommt. Was nach ihm kommt.

Das Weinen Jesu ist Ausdruck seiner Trauer und seines Mitgefühls für jene, die er in dieser Stadt als Folge des heraufziehenden Krieges gegen die Römer leiden und sterben sieht. Er weiß auch, dass die jubelnde Menge in wenigen Tagen seinen Tod fordern oder ihn zumindest billigen wird. Aber bei ihm ist kein Platz des vorgezogenen Triumphs. Nein, Jesus eignet sich nicht als klassischer Märtyrer mit Rachefantasien. Das ist das zweite bemerkenswerte Detail dieser Geschichte: Jesus weint über das Geschick derer, die sich bald als seine Feinde entpuppen werden. Aber von Genugtuung über die drohende Katastrophe der Stadt findet man bei ihm keine Spur.

Mir fiel dazu Amokläufer James Holmes ein, der in den USA in einem Kino zwölf Menschen erschossen und 70 weitere verletzt hatte. Gestern wurde er von einem Geschworenengericht zu einer lebenslänglichen Haftstrafe und nicht – wie allgemein erwartet – zum Tode verurteilt. Das

¹ Gehalten am 9. August 2015, 10. Sonntag nach Trinitatis (Israelsonntag), in der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Bloherfelde (Oldenburg).

Fernsehen zeigte Bilder von den Hinterbliebenen und ihrer offenkundigen Enttäuschung. Sie hatten die Todesstrafe für den Mörder gefordert. So ist ja der normale Gang der Dinge: Es ist unser Gefühl der Genugtuung, das erfahrenes Leid mit gleicher Münze heimzahlen will. Es scheint nur gerecht zu sein, wenn ein Mörder erleidet, was er anderen zugefügt hat. Psychologisch ist das ein verständlicher Reflex.

Jesus sieht tiefer hinein in das, was kommen wird, und er lässt uns zugleich tief in sein Herz blicken. Die Römer werden Stadt und Tempel zerstören. Tausende werden sterben. Nun könnte er ja Genugtuung empfinden, dass seine Gegner und Mörder durch ein göttliches Gericht die Konsequenzen ihrer Tat erleiden. Das erfahrene Leid würde dann Täter und Opfer zusammenschmieden. Und so hätte man diese Geschichte ja auch erzählen können: Jesus sieht den Untergang Jerusalems voraus und könnte sich damit trösten, dass Gottes Rache folgt und ihm postum recht gibt. So haben die Kirchen – womöglich auch die Evangelien – diese Geschichte gedeutet. Die Kirche empfand die Katastrophen des jüdischen Volkes als Genugtuung für das Unrecht, das Jesus widerfuhr. Und sie hat an diesen Katastrophen kräftig mitgewirkt und sie auch geschürt.

Aber Jesus macht etwas ganz Anderes. Er weint. Er weint um jene, die diese Katastrophen erleiden werden: Er weint über die Folgen von Krieg und Vertreibung, die uns die Medien jeden Tag über anrollende Flüchtlingswellen nach Hause tragen. Sie zeigen uns das ganze Elend des Krieges. Und es lässt uns nicht kalt. Es bewegt uns. Jesus triumphiert also nicht über die, die ihm mit Gewalt begegnen. Er weint um sie. Und das ist das wohl stärkste Symbol der Solidarität mit seinen Verfolgern. Am Ende des Lukasevangeliums, dem wir unser Bibelwort verdanken, stirbt Jesus dann auch mit den Worten: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun.“ (Lk 23, 34).

Das erinnert mich an eine Besonderheit des jüdischen Passahfestes. Abweichend von den anderen großen Festen des Judentums wird der 136. Psalm – ein langes Loblied auf die großen Taten Gottes – ausgerechnet beim Passahfest nur in einer Kurzform gebetet. Dazu gibt der jüdische Talmud eine vielsagende Erklärung: Weil beim Durchzug Israels durch das Schilfmeer so viele Ägypter den Tod fanden, empfindet man es im Judentum als unangebracht, Gott allzu überschwänglich für die eigene Rettung zu danken. Anstatt über die Feinde zu triumphieren, beruft sich der Talmud auf einen Vers aus dem Alten Testament. Im Sprüchebuch lesen wir: „Freue dich nicht über die Not deiner Feinde“ (Spr 24, 17). Als die Israeliten ein großes Loblied nach der Rettung am Schilfmeer anstimmten (Ex 15), soll Gott mit seinem Volk ein ernstes Wort gesprochen haben: „Meine Geschöpfe ertrinken im Meer – und ihr wollt mir ein Lied singen?“

Der jüdische Talmud weiß, was auch Jesus wusste, lebte und verkündigte: Dass auch diejenigen, die sich uns gegenüber feindlich zeigen, Geschöpfe Gottes sind. Und dass es jenseits der Genugtuung ein anderes, noch stärkeres Gefühl gibt: die Trauer um den, der in Hass und Feindschaft gefangen ist.

Und nun noch einmal: So hätte die Geschichte von Christen und Juden ja auch ausgehen können: Statt des rechthaberischen Streits um die eine Wahrheit ein wechselseitiges Festhalten des Anderen, der einem auf dem eigenen Weg des Glaubens nicht folgen will oder kann. Wo die Verständigung misslingt, bleibt uns immer noch die Trauer. Wo Beziehungen zerbrechen, wo Menschen die sich einmal geliebt haben, zu erbitterten Feinden werden, haben wir es mit Zerrbildern zu tun. Wut, Feindschaft, Ressentiments und manchmal auch der Wunsch nach Rache sind ein „Kehraus“ der Liebe. Das Bestreben nach Genugtuung ist die große Schwester der Schadenfreude. Das mag auf seine Weise befriedigend sein. Aber es entstellt uns auch. Es raubt uns das, was uns Gott ähnlich sein lässt: die Trauer um den Anderen.

Die Trauer, die sich im Weinen Jesu zeigt, ist also der Ernstfall der Liebe Gottes. Auch dort, wo Verständigung scheitert, wo das Werben um den Anderen und die Einladung dem eigenen Weg zu folgen, nicht angenommen werden, sind Hass und Verachtung eben nicht zwangsläufig. In der Trauer bleibt der, der sich von uns entfremdet, vielmehr in unserem Herzen geborgen. Der Hass entlässt ihn dagegen und macht den Anderen zum feindlichen Gegenüber. Trauer, Klage und Weinen bleiben aber eine nur scheinbar schwache, in Wahrheit aber ganz mächtige Alternative. Eine Möglichkeit der nicht erwiderten Liebe, die sich über Trauer und Klage treu bleibt. Trauer schämt sich der eigenen Tränen nicht. Wie Rache und Genugtuung eine Frage des Stolzes sind, so sind Trauer und Weinen Ausdruck einer Liebe, die sich selbst treu bleibt. Jesus weint, weil er sieht, was durch seinen Tod heraufbeschworen wird. Er weint nicht um sich. Es ist nicht sein viel zu kurzes Leben, das ihn zu Tränen rührt. Er weint um sein Volk, das er liebt und dem er durch sein Leben und letztlich durch seinen Tod diene. Es sind die furchtbaren Folgen für Andere, die ihn im innersten bewegen.

Im Verlauf der Kirchengeschichte hat man diesen Text freilich meist anders gelesen. Man wollte die Trauer Jesu um Jerusalem als eine Absage an Israel verstehen. In der Alten Kirche hat man sogar die Gefühlsregung Jesu beim Verlesen des Textes gestrichen. Das Weinen Jesu wurde einfach ausgelassen. Man meinte, Israel erleide seine gerechte Strafe dafür, dass es Jesus nicht als seinen Messias angenommen habe. So hat man der Genugtuung und der Schadenfreude das Feld überlassen – mit furchtbaren Folgen. Christen haben den Schmerz Jesu *über* Israel in einen Schmerz *gegen* Israel verwandelt. Sie unterlagen dem Fehlschluss, dass der trauernde Jesus Genugtuung verlange. Jesus wollte aber keine Genugtuung. Vielmehr wollte er seiner Liebe treu bleiben. Er hat der Versuchung widerstanden, Israel zu verwünschen, es abzuschreiben oder es zu bekämpfen. Er hat Israel als das Volk Gottes geliebt und im Weinen die Verwundbarkeit seiner Liebe offenbart.

Diejenigen, die sich später auf ihn beriefen, meinten dagegen, alle Juden müssten zeitlebens die Schmerzen erleiden, die Christus erlitten habe.

Christen wollten diesen Schmerz nicht länger als ihre eigene Wunde ertragen: Aus dem Schmerz über den Zerbruch der Einheit im Glauben wurden Rachephantasien. Und wo Rache religiös legitimiert scheint, ist sie am gnadenlosesten. Die Religionen aller Schattierungen haben den weinenden Jesus durch die Gestalt des Gotteskriegers ersetzt.

Der weinende Jesus könnte uns dagegen lehren, dass die Liebe sich auch in ihrem Schmerz treu bleiben will und kann.

Jesus ist dabei keineswegs der Erste, der über Jerusalem weint - und auch nicht der Letzte. Die Trauer um den Verlust des Tempels und der Heimat begegnet vielstimmig im Alten Testament und im Talmud. Und auch diejenigen, über deren Schicksal Jesus weinte, weinten später selbst über Jerusalem, als die Römer die Stadt eroberten und in Brand steckten. Im Judentum gilt der Tag der Zerstörung des Tempels am 9. Aw bis heute als nationaler Trauertag. Mit der so genannten „Klagemauer“ in Jerusalem hat sich die Trauer ein steinernes Denkmal gesetzt. Sie verbindet Jesus bleibend mit dem Judentum. Und sie verbindet auch die Kirche mit der Synagoge. Nur dort, wo wir die Trauer und den Schmerz der Entfremdung mitempfinden, ist Raum für theologische Kontroversen.

Nun ist schlussendlich auch daran zu erinnern, dass die Zerstörung Jerusalems nicht das Ende des Judentums einläutete. Auch in dieser Hinsicht hat sich die Kirche lange Zeit getäuscht. Da ist die Geschichte von Rabbi Akiva, einem großen jüdischen Gelehrten, der 135 n. Chr. den Märtyrertod von römischer Hand erlitt. Er näherte sich einmal den Trümmern der Stadt Jerusalem. Als alle seine Begleiter und Schüler um ihn herum anfangen zu weinen, begann er zu lachen. Da blickten ihnen seine Begleiter verständnislos an. Er aber sagte ihnen: Wenn Gott seine Drohung wahr gemacht hatte, Jerusalem wie ein Feld umzupflügen (Mi 3, 12), wie sollte er da nicht auch seine andere Verheißung einlösen, die beim Propheten Sacharja steht. Und dann zitiert er Sacharja 8, 4: „Es werden noch Greise und Greisinnen in Jerusalem wohnen!“ Da sollen sich die Minen seiner Begleiter erhellt haben. Sie lachten ebenfalls und sagten zu ihm: „Akiva, du hast uns getröstet, du hast uns (wahrhaft) getröstet“ (bMakkot 24,a).

So mag der Israelsonntag uns zur Praxis des Pauluswortes einladen: „Freut euch mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden“ (Röm 12, 15). Beides bleibt wahr – auch für uns in Oldenburg: Die Trauer über die Ermordung unserer jüdischen Mitbürger darf ebenso wenig vergessen werden wie eine andere Tatsache. Dass es in unserer Stadt seit mehr als 20 Jahren wieder eine lebendige Synagoge gibt. Und ein munteres christlich-jüdisches Gespräch.

Wir können es also besser, in jedem Fall anders machen. Auch die Trauer muss einmal weichen. Nur die Liebe bleibt, was sie ist. Sie kann nicht anders.

Amen!